

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 212. Bromberg, den 18. September. 1934

Die Irrfahrt des Majors King.

(Schluß.)

„Wir fliegen hin!" rief John Cormick. „Ich gehöre zu einem „Klub der Dreizehn". Dieser Klub hat sich die Aufgabe gestellt, Vorurteile, Aberglauben aus der Welt zu schaffen — soweit das einer Verbindung von erleuchteten jungen und reichen Leuten möglich ist. Wir haben Flugzeuge. Der Klub der Dreizehn allein stellt Ihnen sieben davon zur Verfügung."

„Sieben würden genügen", sagte der Major. „Aber wie denken Sie sich das."

„Sie verstehen die Sprache der Weiten Wanderer, Major. Sie haben gelernt, ihre Bilderschrift zu schreiben. Sie waren Priester in Oi-thum und beherrschen die Glaubenslehre dieser Sonnensöhne. Dann überfliegen wir Oi-thum, und Sie werfen in der Bilderschrift eine Botschaft des Sonnengottes herunter!" rief Paolo Leonda erfinderisch.

„Und dann? Dann werden sie die Gäste gefangenhalten, wie sie mich gefangenhielten! Es wird alles vergeblich sein", sagte King. „Aber den Gedanken mit dem Flugzeug hatte ich auch schon erwogen und vielleicht läßt sich damit noch ein Weg finden. Denn heute stehen mir ja Mittel zur Verfügung."

„Unbegrenzte Mittel!" versicherte Leonda. Man beriet von Mittag bis gegen Abend, aß, trank, rauchte, stiftete in Plänen Berge von Gold.

Die Verträge wurden unterschrieben. Es wurde noch besprochen: John Cormick und zwei seiner Freunde wollten die erste Botschaft in Oi-thum überbringen. Bewaffnete Flugzeuge hatten währenddem über dem Berg zu kreuzen. Liefen die Kundschafter Gefahr, dann traten Bomben und Maschinengewehre in Tätigkeit.

King erhob sich. „Meine Herren", sagte er, indem er den Gästen die Hand zum Abschied reichte, „ich bin soeben dabei, eine Pflanzung auf dem Meruberg zu erwerben. Sobald diese Angelegenheit Tatsache geworden ist, gehe ich in der Ruhe dieser Farm an die Abfassung der Bilderschrift-Botschaften für Oi-thum. Die zweite wird ein umfangreiches Schriftstück.

„Warum?" fragte John Cormick.

„Da Sie der Sprache nicht mächtig sind, muß diese Botschaft alle Fragen beantworten, die von seiten des Häuptlings an unsere Boten gerichtet werden könnten! Ich werde dazu zwei bis drei Monate brauchen. Hieroglyphen schreiben sich langsam. Und es will viel bedacht sein. Sie haben also Zeit, in Argentinien alle Vorbereitungen zu treffen. Sobald ich das Ende sehe, gebe ich Ihnen Bericht. Leben Sie wohl!"

Während King seine Gäste hinausgeleitete, servierte Musa ab. Die Herren waren im Auto gekommen. Der Wagen glitt mit ihnen davon.

„Musa", sagte King, „ich will also morgen früh nach dem Meru reiten. Halte das Pferd für drei Uhr fertig."

„Es ist da noch stockfinstere Nacht. Bwana Mkuba."

„Ich reite um drei Uhr, hörst du?"

„Ja, Bwana Mkuba."

Die Aufzeichnungen des Majors King berichten am Ende über seine vergeblichen Bemühungen, die Englische Regierung, englische Gelehrte von seiner Entdeckung des sagenhaften Landes Oi-thum in Äquatorial-Afrika zu überzeugen, und schließen mit der Notiz: „Vertrag mit der Filmgesellschaft „Star" unterzeichnet. Morgen früh 3 Uhr reite ich nach dem Meru. Endlich werde ich beweisen können, daß Oi-thum kein Hirngespinst von mir ist." Und danach geschah das folgende:

Kings Ritt in den Tod.

Es war finster und bergkühl. Der braune Wallach nieste in die Nacht. Da ritt King von Moschi fort. Auf der Straße strichen die Fanale der Ford-Autos und Motorräder. Seit ein paar Monaten schien niemand auf andere Weise zu fahren in Ost-Afrika! Der Büffelwagen, die Kalesche waren durch das Auto ersetzt; das Reitmul durch den Motor.

Manchmal schreckte der Wallach zusammen in einem Feuerkegel und stob im Galopp aus der Gefahrzone.

Es wurde Nachmittag.

Edward King ritt am Meru zuerst zu dem Platz, auf dem Steinbrinkfarm gestanden, die er in Asche gelegt hatte. Er schaute von dort aus in Richtung Oi-thum.

Steinbrinkfarm war aufgeteilt. Ein Italiener, ein Grieche und ein Neger pflanzten nun dort.

„Zu verkaufen?" fragte Mister King.

„Nein."

„Wo ist eine Farm frei?"

Der Neger sagte: „Kalahari! Die der Hottentot Kawab, den sie „Jonas" nennen, gekauft hat. Kalahari."

„Willst du mich führen, old fellow?"

„Nein", sagte der Neger.

„Warum nicht?"

„Weil ihr nicht fehlreiten könnt. Ihr müßt den Wald immer zur Linken haben. Kalahari ist die vierte Farm auf dem Berge."

Als der Wallach dann in das Gehöft Kawabs stampfte, saß der Hottentot auf der Erde und arbeitete an seiner „Kaffeemühle", die ein kleines, altes verbeultes Auto war.

Naoni trat neugierig aus der Hütte. Beide rissen die Augen auf vor dem fremden Reiter. „Was befiehlt der Herr?" fragte Kawab.

„Verkaufst du die Pflanzung?"

„Warum soll ich die Pflanzung nicht verkaufen, Gentleman? Ich bin arm, habe all mein Geld hineingesteckt. Oh, all mein Geld und noch mehr! Warum soll ich also nicht verkaufen?"

„Und was hast du dann vor?" fragte King.

Der Hottentot zog die Schultern. „Dann geh ich wohl wieder in Fron."

„Willst du hier bleiben als Vogt, wenn ich dir die Farm abkaufe?"

„Das will ich wohl. Und wir werden alles fein machen — ich und Naoni! Fragt bei Trin Janders, der Burin, Gentleman! Ich bin dort sieben Jahre Vogt gewesen."

„Wo ist Trin Janders?"

„Auf der Mooikoppje. Dort! Ihr müßt den Weg durch meinen Hof reiten. Und dann stur fort."

„Ich will also nach Mooikoppje. Ich komme dann wieder."

Ein Tälchen trabte er lang, sah keine Menschenseele, bog rechts in den Schmalpfad ein. Dieser Pfad führte einen Hang empor. Er war so breit, wie ihn die Arbeiter brauchten, die im Gänsemarsch dort herabtrotteten, wenn sie von Mooikoppje zu ihrem Tagewerk gingen. Es war ein Weg von Trin Janders. Rechts davon war Busch, mannshoch und niedriger; aber kein Dornicht. Und linker Hand zog eine Maispflanzung. Der Wallach strich zwischen Busch und Mais auf diesem Pfad am Hang empor.

Wo die Maispflanzung linker Hand Maisstoppel ward — dort an der Ecke am Schmalpfad, stand die Negerin Tamaa. Sie war eine der Frauen Lombos. Tamaa hatte nur den Katunschal um die Mitte. Sie stand über das Sichelmesser gebückt und schnitt die grünen fetten Maisstauden dicht über der Scholle ab. Das Sichelmesser hatte einen Holzgriff. Es war nicht eine Sichel und nicht ein Beil; denn es war nur vorn mondig gebogen und war dicker und schwerer als eine Sichel. Man konnte damit Äste vom Baume schlagen. Maisstauden und Zuckerrohre flogen unter dem Zug nur so von der Wurzel weg.

Tamaa war die Massaifrau, die Edward King von den Askari in Steinbrinkhof hatte mit Nilpferdepeitschen blutig schlagen lassen, weil sie sich bei jenem Verhör am meisten verstockt und haßsüchtig gegen den Engländer gezeigt. An diese Stunde dachte jetzt Tamaa und daß sie damals, in ihrem Blute sich wälzend, ein Jagdmesser Lombos aus dem Holz gerissen und gegen den weißen Mann Blutrache geschworen: „Das will ich ihm ins Herz stoßen!"

Sie hörte den Huftritt, der den Hangweg heraufklang. Da stellte sie sich aufrecht und horchte. Sie stand da an der Ecke der Pflanzung, in der Sonne, wie ein Bild aus Erz. Und sie war noch immer biegsam wie eine Schlange und flink wie eine Antilope.

Als Edward King herangeritten war und sie dort stehen sah, hart am Wege, hielt er den Wallach und rief die Frau an. Tamaa faßte ihn ins Auge. Sie sah gleich die „Gewürznelke" über seinem Brauenbogen und starrte das Mal an. Ganz unverwandt. Mit der Hand faßte sie den Griff des Beilmessers fester. Aber daran dachte sie nicht. Sie sah nur die Nelke über der Braue und dachte an die Schande, die ihr dieser Mensch angetan hatte.

Weil der Wallach auf dem Hangweg stand, lag seine Kuppe tiefer als sein Bug. „Geht es hier zu Trin Janders von Mooikoppje?" fragte Edward King. Der Negerfrau Tamaa war, als höre sie den Totenvogel rufen! Dieser hatte das Mal über der linken Braue! Er hatte den Bart wie eine Bürste geschnitten! Er hatte das knöcherne Gesicht und sie erkannte diese herrische Stimme, als der das sagte. Weiter sagte er nichts; denn Tamaa schnellte ihm auf den Fuß im rechten Bügel. Tama faßte mit ihrer Linken in die Schulter des Reiters und hieb mit der Rechten . . . hieb diesem Menschen mit der Rechten das Sichelbeil in den Hals und zerhieb ihm das Leben.

Und während er wankte, während er glitt, schlug sie seinen Gaul mit der Breite des Messers auf die Hinterhand. Da stob er in den Busch, stob hin wie Sturz und Sturm . . .

Tamaa sah ihn noch, da hing der Reiter mit dem linken Fuß im Bügel und wurde geschleift. Dann fiel der Busch darüber.

Tamaa hatte ihr Gelübde der Rache erfüllt. Erst hörte sie noch die hinwildernden Hufe. Dann hörte sie nichts mehr. Dann schnitt sie Mais. Und als die Zeit um war, kam sie nach Mooikoppje.

Kawab und Naoni warteten am Rande von Dunleyfarm, ob der Engländer nicht wiederkommen wollte.

Er kam nicht.

Am anderen Morgen warteten sie wieder. Da fanden sie in ihrer Maispflanzung einen gezäumten, gesattelten, braunen Wallach. Kawab führte ihn in den Hof. Der Reiter kam nie. Schakale und Hyänen schwiegen vor den Menschen von ihrem Fund in der Nacht.

*

Viel hat sich seitdem um die Farm am Meruberg und ihre Leute geändert. Bert Lang hat Johanna Steinbrink als seine sehr junge Frau mit aus Deutschland gebracht. Und als etliche Zeit danach die ganze Familie ankam, war natürlich auch Muhunke dabei, den kein Mensch mit seinem Namen Leo nannte. Da waren Piet Neuenhausen und Piet von Royen aus der Verbannung zurückgekehrt, und Gisela und Neuenhausen hatten schon längst Hochzeit gehalten.

Die Zeit verstrich.

Oft saß der Vogt Lombo auf Mooikoppje vor seinem Familienhause, das aussah wie ein Bienenkorb, inmitten seiner drei Frauen: Dikoa, Osire und der nun seltsam still und sanft gewordenen Tamaa.

An solch einem Abend kam Frau Gisela Neuhausen, das Seelchen, von ihrer Farm herübergeritten, rank und voller Leben, wie als Mädchen, nun erst recht. „Lombo", sagte sie, „morgen früh geht's auf Löwenjagd!"

Am nächsten Vormittag schnauften die beiden Jagdautos gegen Mooikoppje; drinnen saßen Gisela und ihr Mann, Piet van Royen, ihre Schwester Johanna, Klas Steinbrink, Buhunke und Lombo.

Das Jagdgebiet lag gegen den Kilimandscharo. Der Weg führte durch Busch und Steppe, führte an vielen Pflanzungen vorüber, die von Deutschen herrührten, aber nun längst in anderem Besitz waren. Meist siedelten Griechen darauf; den Handel in Kleinläden oder in den Kralen der Eingeborenen hatten Inder in ihre Hände gebracht. Viele der einst deutschen Farmen aber lagen noch in der Öde herum als tote Marken, verkommen, von Schlinggewächsen und Wildwuchs überwuchert. Klas Steinbrink, der die Menschen gekannt hatte, die einst dort seßhaft gewesen waren, versank in verbittertes Schweigen.

An Negertrupps fuhr man vorbei, jeder der Schwarzen war beladen mit Erträgnissen von Grund und Boden oder beladen mit getrockneten Viehhäuten, die zu Markte gebracht wurden. Man gelangte vor die Wälder an dem Fuße des Kilimandscharo; das Tierparadies Ostafrikas war erreicht. In der Steppe ästen Gnus und bunte Zebras. Ein Rudel Giraffen, achtzehn Hälse, zog seines Wegs. Buschwerk siedelte zwischen den Erdhügeln, Affenbrotbäume reckten sich empor, und in das schützende Rietgras rannten Völker von Perlhühnern, in Schreck und Scheu vor den Autos.

Von den Männern wurde das Zelt gesetzt und das Lagerfeuer angezündet. Dann herrschte vor dem Zelt das Behagen, das nach einer Hundertmeilenfahrt im Herzen der Wildnis so einmalig und unvergleichlich ist. Tausend Nachtstimmen klingeln, heulen, gruhlen, wispern durch das Dunkel. Und dann auf einmal, und noch einmal ein dumpfer Donner: der Löwe brüllt! Und nun ertönt das schauerliche Heulen der Hyäne. Ein paar Schakale streifen schattenhaft vorbei.

Und über dem allen thront als ewiger König der Kilimandscharo. Seine Schneekrone ragt in den Himmel, Millionen Sterne umstrahlen sie . . .

— Ende. —

Schwarzes Brot.

Skizze von **Carl v. Bremen.**

Einen Kanten Brot hat Friedrich Hard in der Faust. Mit der anderen Hand stützt er sich im weichen schwarzen Boden, hockt selbst auf der Erde, dieser duftenden feuchten Erde, die er das „Schwarze Brot“ nennt.

„Schwarzes Brot“ diesen Namen hat er diesem Platz gegeben in der Niederung der Wiese zwischen Erlen- und Weidengesträuch, hart am Ufer des Baches. Das Land des Umkreises hat gelben sandigen Boden; nur hier ist es schwarz, und dieser Farbton erinnert Friedrich Hard an grobes Brot.

Der Bach fließt an seinen Füßen vorbei. Die Angelrute biegt sich über das glitzernde Wasser. Es hat Sonnenflecke und dunkle Augen, dort, wo Blattwerk von Erle und Weide es beschatten. Beim Einfall der Angel ziehen sich Kreise im Wasser, und die Ringe dehnen sich weit aus, bis sie von der Uferböschung gebrochen werden. Jedesmal will Friedrich Hard dann singen, irgend eine Weise . . .

Der Angler kennt wohl die Namen seiner Fische, aber er nennt sie anders, so, wie es ihm paßt und gerade einfällt: „Schilfkolben“ oder „Brunnentier“, eine Sorte heißt „Donnerstag“, eine andere „der wütende Blitz“.

Gewiß, Friedrich Hard ist arbeitslos. Aber der Mann läßt den Kopf nicht hängen. Er hat sein „schwarzes Brot“. Ja, er entdeckte es. Er ist in einem abergläubischen Winkel Westfalens geboren. Jetzt hat er sich hier eingerichtet an dem kleinen märkischen Fluß.

Mit dem breiten kurzen Dolch schneidet er mürbes Holz, sticht hinein, bricht das Holz auseinander und schält die Baumrinde ab, wo die Maden sitzen. Die blecherne Konservenbüchse steht ihm zur Hand. Dahinein sammelt er die Engerlinge, das Larvengewürm. Er verschafft sich auch einen Vorrat für den Abend, an dem ein Gewitter über Land zieht, da schnappen die Fische wie toll nach der Angel.

Seine Fischbeute tauscht Hard in der Nachbarstädt ein, gegen Kartoffeln und Brot. Aber nicht alle Fische fängt er, die jungen wirft er in den Bach zurück. Er gab ihnen dabei den zarten Namen „Sternschnuppen“. So nennt er sie, ein für alle mal, wenn seine Hand ausholt, um sie dem Wasser wieder zu schenken . . .

Von diesem Wasser lebt Hard. Er trinkt es; er wäscht sich darin. Und wenn es sehr heiß ist oder abends schwül, badet er. Die Wiese vor dem „schwarzen Brot“ wird immer dunkler in ihrer grünen Farbe. Hard hebt die Angel, schaut nach dem Rechten, der silberne Haken hat in Schlamm gefaßt.

In der Mulde, dort wo das Gras abgesengt ist, wo Feuer gebrannt hat und ein paar verkohlte Stücke Holz in der grauweißen, weichen, toten Asche liegen, hält Hard sein Mittagsmahl.

An einem dürren Stamm, der mühsam sich im Boden hält und sich halb über den Bach neigt, ist ein Nagel eingetrieben. Der Stein dazu liegt noch zur Stelle, rund. Den Nagel hat Hard eingeschlagen, um seine Habseligkeiten daran zu hängen. Aber der Nagel ragt leer; Habseligkeiten besitzt Hard nicht.

Doch, er besitzt alles! Die Angelrute, den Konservenpott. Er besitzt den Fluß ganz allein. Und das Schilf, die spitzen Halme, die Taucher auf dem Wasser, die ganz jungen Enten und auch die erwachsenen Enten. „Mein schwarzes Brot ist reich!“

Das Funkeln der Sterne im Bach, — das gehört ihm. Jede Handbreit Erde hierum kennt er. Und die Wellen singen für seine Augen und der Schaum am Uferknick. — Sein Eigentum.

Menschen hat er hier nicht angetroffen. Das kommt daher, weil er flußauf geht bis zum Wiesengrund, dann den Graben entlang, gebückt durch alles Unkraut und Brombeergerank bis zum Waldrand.

Selbst die Kumpane Hards, die er in der Vorstadtkneipe trifft, die wie er bisweilen unter der Holzbrücke schlafen, wenn ein besseres Quartier nicht aufzutreiben ist, ahnen nichts vom „schwarzen Brot“. Hat er ihnen das zu sagen? Nein. Sie haben anderes miteinander zu reden.

Einen Bund Schlüssel trägt Friedrich Hard in der Tasche. Hat sie mitgenommen von weit her, als er auf die Walze ging. Braucht sie nicht, läßt sie in der Hosentasche.

Einen Anglersteg möchte er sich bauen. Pflöcke ins Wasser treiben, Planken darauf, ein zittriges Geländer. Holz aus dem Walde herholen, mal für mal. Ein Beil kann er schon dafür borgen.

Wozu den Steg? denkt er ein anderes Mal. Der versperrt mir die Aussicht ins Wasser! Aber ein Hochsitz von Ästen, ein rechtes Gewirr mit trockenem Schilf und gerauftem Gras dazwischen, das hat er sich kürzlich geschaffen, um beim Morgentau trocken zu sitzen, wenn er angelt.

Zuweilen ist das Wasserbild so sonderbar. Es kommt vor, daß Friedrich Hard glauben muß, auf der blanken Oberfläche ein Fenster zu sehen. Er öffnet das Wasserfenster und schaut auf den Grund hinab. Und dann steigt er auf einer Wasserleiter hinunter, vorbei an dem Schilfgewächs in die dunkle Tiefe.

Da begegnen ihm die sonderbaren Dinge, die im Wassergrund leben: Getier und Schlinggewächse mit Angelarmen und haardünnen Fingern, in allen Farben schimmernd, mit Schuppenaugen und kringelnden Rüsseln. Schwimmtiere und Springtiere begegnen ihm, immerfort tanzend, mit bläulicher Brust und roten Füßen.

Der Teufel lebt dort unten. Er schnarcht gewaltig und sprudelt. Flocken wie Schnee springen auf, wenn er kommt. Perlen rasen in die Höhe, wenn er unter Wasser tappt. Er saugt und zerrt hinter sich her sein wüstes Gefolge, raspelnde Äste mit Schlammfahnen, in allen Knicken. Er schleift eine Eisenkette hinter sich her, die wühlt allen Grund auf. An der Kette hakt zu Boden gesunkenes schwarzes Holz und rostige Nägel und vielleicht ein verlorener, gestohlener Ring aus Gold. Die Kieselsteine räuspern sich und scharren aneinander, wenn der Teufel die Kette durch den Fluß schleppt.

Manches Mal vor dem Gewitter springt der Teufel hoch, bis zum Wasserfenster, jagt die Frösche aufs Land, schlägt die Fische tot. Und die Kette peitscht am Wassergrund im Flußbett auf und nieder. Ruhelos zanken die Eisenringe, kratzen am Bootstiel, wenn es nicht schnell genug verschwindet . . .

Regentropfen fallen auf das Wasser und schwimmen den Fluß hinunter. Von der Wasserfläche steigt Feuchte hoch und füllt Fluß und Wiese in Nebel. Dann qualmt das Feuer von Friedrich Hard, er knöpft seinen Rock zu, so fest es geht, kauert sich zusammen und schürt den Brand an. Er stöhnt leise, läßt die Angelrute Rute sein, blickt nach oben, schaut dorthin, wo die Sonne stehen muß. Er wartet, bis das Sonnenrad durchbricht, die Nebel wegfliegen und das Gewölk sich abermals zusammenballt. Wolken in vielen Farben und Formen. Da gab es die „Igelwolken“ am Himmel und den „Lämmerschwanz“, die „Brandfackel“ und das brechende Haus, den „kleinen Fuchs“, die „Flatternde Dohle“ den „humpelnden Petrus“ . . .

Friedrich Hard greift nach der Angel, lehnt an einem Baumstamm, hört die Vögel am Wasser. Fern, am andern flachen Ufer trippeln die Bachstelzen im Sand. Der Silberflug einer Möve! Daneben im Busch kollert ein Vogel. Eine Grille am Wiesenrand.

Die Gräser schwanken zart. Der blaue Fleck der Glockenblumen! Das Wasser strömt langsam vorbei.

Er stößt mit dem Messer die Schuppen vom Fisch. Die Tabakspfeife setzt er in Brand. Da, ein „Flachskopf“, ein kleiner Barsch, hat angebissen. Wieder taumelt die Angel ins Wasser hinab.

Das Schlüsselbund in seiner Tasche erinnert ihn an die Ferne. Er fährt sich durch die langen Haare. Er beugt sich über dem Wasser, zum „Fenster“ hin, horcht nach dem Teufel. Aber Friedrich Hard sieht nur sein eigenes Gesicht: schmal, die Haare und Lippen zittern im Wasser. Er streicht mit den Fingern über den Bart, er nickt mit dem Kopf. Und endlich pfeift er ein Lied. Ein paar Töne, Sehnsucht, Stille. — Bald kommt der Herbst.

In Friedrich Hard steigt der Plan auf, weiter zu wandern, in dieselbe Richtung, wohin alle Flüsse fließen. Vielleicht hinaus zum Heringsfang. Über Winter in einer Schiffskoje pennen, an vereisten Tampen zurren. Isländische Heringe in die Fässer füllen . . .

Oder es wird weiter gehen. Rund um das Land. Bis er einen Fleck Boden findet, wo er arbeiten kann. Irgendwo an einem Gewässer selbst seine Hütte aufbaut, seinen Pflug zieht. Langsam, mühsam. Und dann zurückträumt an seinen Angelplatz, den Sommer hier. Und dann Korn sät, um es zu ernten und Weib und Kindern eigenes schwarzes Brot zu reichen.

Der Spion.

Von Helmut Götzelt.

An einem schönen Septembermorgen — man schrieb das Jahr 1786 — betritt ein Fremder den Schloßhof in Malsesine, einem kleinen italienischen Küstenort an der österreichisch-venezianischen Grenze. In malerischem Faltenwurf umgibt eine weite blaue Pelerine die ebenmäßig gewachsene Gestalt des Jünglings, der mit unwillkürlicher Gebärde den breitrandigen Kalabreser abnimmt, als grüße er in den verwitterten Mauerresten die Zeugen vergangener Jahrhunderte. Das geistvolle, vom Seewind gebräunte Antlitz ist erfüllt von einer festlichen Freude und erscheint bereit, sich dem Einstrom schwermütiger Schönheit wie eine Opferschale zu öffnen. Unter der hohen, edelgewölbten Stirn leuchten sonnenhaft große, dunkle Augen, als trügen sie in sich noch die freie Weite des Meeres, das der Fremdling nach dem Gebot uralter Sehnsucht mit flüchtigem Kiel durchpflügte. Man sieht es ihm an, daß er in ungeduldiger Erwartung am Bug des Schiffes gestanden haben mag, um als Erster diesen gesegneten Strand zu erblicken, dessen Wunder er sich nun mit Entdeckerfreude erobert. —

Einige Stufen zu dem verschlossenen Portal des Gebäudes hinaufschreitend erspäht der Wanderer ein steinernes Bänkchen und läßt sich im Schutz der Mauernische ausruhend nieder. Er breitet ein Skizzenbuch auf seinen Knien aus und beginnt den alten Schloßturm zu zeichnen, der sich, vom Efeu dicht umsponnen, romantisch gegen das makellose Blau der gewaltigen Himmelskuppel abhebt. Im Augenblick ist alles andere vergessen und unwichtig, — mit der Ausschließlichkeit, die seltenen und starken Naturen eigen ist, vertieft sich der junge Mensch in das kleine Kunstwerk, das da in zarten aber bestimmten Kohle-Strichen auf dem weißen Blatt entsteht. —

„Was machen Sie da?" fragt eine barsche Stimme den Überraschten, der sich plötzlich von einer Schar gestikulierender Menschen umgeben sieht. Der Fragende ist an dem gewichtigen Schlüsselbund als Kastellan des Schlosses zu erkennen — sein ganzes Wesen drückt Empörung aus, die förmlich in den weißen Haarbüscheln des gut gemeißelten Kopfes zittert. Kichernd und neugierig stehen junge Dirnen dabei — gute lombardische Rasse, wie der Malersmann mit sachlichem Interesse feststellt. Eine rundliche, verblühte Frau erzählt mit lebhaften Gesten, wie sie gleich anfangs Verdacht geschöpft habe, als der Fremde sich so verstohlen umsah; und als er dann zu zeichnen begann, sei ihr alles klar geworden.

„Nun — da sieht man es ja!" keift sie und tippt ungeniert mit fleischigem Zeigefinger auf das Skizzenblatt, dessen Urheber nichts von alledem begreift.

„Da sieht man es ja, daß der noble Herr es auf die Zitadelle abgesehen hat — wird ihm gut bezahlt in Österreich!"

Der Kastellan nimmt mit raschem Griff die Zeichnung an sich und zerreißt sie in viele kleine Stücke, die er dem völlig Verblüfften vor die Füße wirft. Dem wird es nun doch zu bunt, — entrüstet springt er auf und überragt nun um Haupteslänge den Alten, von dem er in wohlgesetztem Italienisch Aufklärung fordert. Gelassen erwidert jener, der Herr möge seine Frage nur an den Podesta, den Amtmann, richten, der schon gerufen sei und soeben herbeikomme. Wirklich erscheint dieser mit der Würde eines Granden, begleitet von einem verhutzelten Männchen, dem Aktuarius, gefolgt von einer weiteren Gruppe Neugieriger, die den Vorgang dankbar als unverhofftes Schauspiel genießen, an dem sie sich mit südlicher Lebhaftigkeit debattierend beteiligen. Die Szene wird zum Tribunal und auch dem jungen Maler wird es nun etwas schwül, als er in regelrechtem Verhör erkennen muß, daß er im Verdacht stehe, Spionage zu treiben.

Vergeblich die Beteuerungen, er sei auf einer Kunstreise begriffen und schätze die alten, kriegerisch doch bedeutungslosen Mauerwerke nur nach ihrem malerischen Wert. Man glaubt weder seinem Reden noch der gefüllten Skizzenmappe, mit den Bildern des Kolosseums und anderer antiker Bauwerke. Die Verhaftung scheint unvermeidlich, — da fällt bei Angabe der Personalien der Name der fürstlichen Residenz Weimar.

„Signor Podesta", drängt sich ein junges Weib vor, das eben in schöner Unbefangenheit seinem Bambino die dralle Brust reicht —, „ruft doch den Gregorio, der hat in Weimar konditioniert und wird am besten in der Sache entscheiden können!"

Erleichtert atmet der Deutsche auf, als der Amtmann beipflichtet. Gregorio wird herbeizitiert — ein weitgereister Mann, von wohlwollendem, klugen Wesen, dem Stand nach ein Weinbauer, der sich aber in jungen Jahren in der Welt umgetan und wirklich längere Zeit in Diensten einer Weimarer Familie gestanden hatte. Rasch ergibt sich aus Rede und Wechselrede, aus der Frage nach diesem oder jenem Handelsherrn, daß der junge Maler trefflich die Menschen und Verhältnisse seiner Heimatstadt kennt.

So löst sich alles in Wohlgefallen auf — mit höflicher Entschuldigung entläßt man den Fremden, der die Einladung seines Retters dankbar annimmt, ihn in seinen Weinberg zu begleiten. Der Podesta fühlt sich bewogen, als Entschädigung für die vernichtete Zeichnung eine schriftliche Erlaubnis zu weiterer, ungehinderter Kunstforschung auszufertigen und man geht im besten Einvernehmen auseinander. Ein schöner, sonnendurchleuchteter Tag vergeht in Gesellschaft des biederen Gregorio, der seinen Gast nach reichlicher Bewirtung mit herrlichen Trauben erquickt und ihm schließlich am Abend durch seinen Knaben einen wohlgefüllten Fruchtkorb zur Barke tragen läßt, die ihn mit günstigem Wind entführt. — Heute noch bewahren die Urenkel des Gregorio in Ehrfurcht eine Zeichnung, die der junge Künstler jenem als Dank hinterließ. Sie zeigt den damaligen Schloßturm, der heute längst verfallen ist, und trägt das Signum:

„Johann Wolfgang Goethe, Sept. 1786."



Bunte Chronik



Ochsen für künstliche Gebisse.

Von jeher hat bei den Forschungsexpeditionen zu unbekannten Völkerstämmen der Tauschhandel eine wichtige Rolle gespielt. Immer wieder haben Forschungsreisende berichtet, daß oft die merkwürdigsten und manchmal völlig wertlosen Dinge den Eingeborenen begehrenswert erschienen und von ihnen im Tauschhandel erstanden wurden. Ja man ging allmählich dazu über, bei großen Expeditionen zu primitiven Völkerstämmen ganze Warenladungen derartiger Tauschartikel mitzuführen, um dagegen wertvolle Kulturdokumente der fremden Völker eintauschen zu können. Ein besonders merkwürdiges Erlebnis hatte Dr. Doke, ein Dozent der Universität Johannesburg, der vor kurzem eine Forschungsreise durch Nord-Rhodesia unternahm, um die Sprache der dortigen Negerstämme zu studieren. Ein Mitglied der Expedition besaß ein falsches Gebiß, und dieses Instrument fand den begeistertsten Beifall der Neger, die — das ist das Merkwürdigste — fast alle zahnlos waren. Denn es gehört zu den Sitten dieses ziemlich unbekannten Stammes, daß sich die jungen Leute, sobald sie das Fest der Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen feiern, anläßlich des gegenseitigen Kräftemessens die Zähne ausschlagen. Diesen bedauerlichen Mangel durch künstliche Gebisse zu ersetzen, war nun der glühende Wunsch der Eingeborenen und sie ließen den Forscher nicht aus ihrer Mitte, ehe er nicht das heilige Versprechen gegeben hatte, künftig ein paar Dutzend künstlicher Gebisse für die Söhne des Urwaldes mitzubringen. Als Zahlungsmittel dafür sollten Ochsen dienen, man einigte sich auf zwei Ochsen je Gebiß. Vielleicht würde es sich für einen Zahnarzt lohnen, hier eine gutgehende Praxis zu eröffnen?

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.